

Mittelfränkisches Keuperland

Von Josef Dünninger

Zwei Schnellzugstunden sind es, vom Main zur Altmühl, durch mittelfränkisches Keuperland bis an die Randstufen des Jura. Wenn man, von Marktbreit aus, das Maintal verläßt, hat man, nach gewonnener Höhe, bald das weitgespannte, ebene, stille Land vor sich. Man kann es, wie selten eine Landschaft, vom Zug aus voll überschauen. Mit wenigen kargen, straffen Zügen ist es gezeichnet. Ackerland, Wiesengründe, sumpfige mäandernde Wasserläufe, blitzende Weiher und die dunklen Kulissen von Kiefernwaldungen. Bald näher, bald ferner wie niedrige Firste die Berghöhen, rahmend und säumend das einsame, stumme Bauernland. Alte Dörfer mit romanischen Kirchtürmen, in der Ebene aufzuzählen, da eines, dort eines, nah und fern. Weiler, mit locker gescharten Gehöften, und manchmal ein kleines, altes Bauernstädtchen. Manche von ihnen haben eine stolze Vergangenheit, und mit der Wehr der Türme und Mauern sind sie heute noch wie eingeschlossen in ihre alte Geschichte. Zwar sind sie oft nur kleine Gemeinwesen, aber jedes einzelne von ihnen hat sein unverwechselbares Gesicht. Sie sind die Schwerpunkte eines echten Bauernlandes. Von allen fränkischen Landschaften hat dieses Keuperland das reinste bäuerliche Gepräge. Und die Fülle der Denkmäler mittelalterlicher Kultur, die über das Land ausgestreut ist und die man so wenig kennt, macht dieses Bauernland reich an geschichtlicher Farbe, so bunt, wie es die Erde hier ist, mit den roten und violetten Tönen ihrer Mergelböden.

Noch führt einen die Altmühl in ihrer weiten flachen Talaue gegen Süden, bis sie eintritt in das lebhaftere Relief des Jura, mit dessen hellem Felsgestein eine andere Welt beginnt.

Mittelfränkische Miniaturen | Von Dorothee Kiesselbach

Sommersdorf

Es gibt kaum eine bayerische Landschaft, die so reich ist an geschichtlichen Denkmälern wie Mittelfranken. Wieviel, das man schon am Rande der großen Straßen liegen sieht, wieviel mehr aber erst, das hinter Wäldern und Hügeln verborgen ist. Wer von Ansbach nach Bechhofen fährt, kommt bald an Sommersdorf vorbei, einem kleinen, freundlichen Dorf. Hinter einem Torhaus, von Bäumen fast zugedeckt, liegt das Schloß, eines der wenigen Wasserschlösser, die ihr Gesicht nicht verändert haben seit dem Mittelalter, seit der Zeit, da Wasser und Graben noch Schutz bedeuteten. Von Efeu und rotem Wein sind seine Mauern bewachsen, und schilfumsäumt sind die Ufer. Klotzig und schwer die Türme, und fast bedrängend in seiner Enge der Hof mit dem gotischen Tor und den alten Balken, dem ledernen Löscheimer an der Wand, den schwarzgelb gestrichenen Läden.

Vor mehr als 600 Jahren wurde das Schloß zum erstenmal urkundlich genannt. Den Herren von „Sunnemannsdorf“ hat es damals gehört. Freilich ein paar Jahrzehnte hernach schon war es in dem Besitz der Familie von Eyb, und hier im Schloß von Sommersdorf ist der große Humanist Albrecht von Eyb geboren, der Gelehrte und Dichter. Doch von dem Jahr 1550 an, als ein Eyb das Schloß an seinen Schwager verkaufte, ist es Crailsheimisches Eigentum, und bis heute noch ist der Schloßherr der Patronatsherr der Kirche. Die alte, befestigte Kirche mit dem schweren, freistehenden Turm aus Mauer und Fachwerk und der gedrunghenen Haube, ist längst zu klein geworden, und heute ist der einstige Zehentstadel, der hinter der Kirche stand, ausgebaut worden zum Gottesdienst. Unter der Kirche aber ist das Gewölbe, in dem die Herren von Sommersdorf und von Thann begraben liegen. Mehr noch als die Schönheit des Schlosses, hat diese Gruft Sommersdorf einst berühmt gemacht, denn keiner von denen, die hier beigesetzt wurden, ist verwest; und da man ihre Gesichtszüge noch erkennen kann, hat man ihr Leben und Sterben immer wieder gedeutet und jedem eine Geschichte zugeschrieben. Immer wieder hat man versucht zu erklären, warum Fäulnis und Verwesung nicht eindringen konnten, und ob es Erdstrahlen sind oder die Trockenheit der Luft, die den Ausdruck in den Gesichtern bewahrten, die sonst längst verfallen wären.

Es ist, als ob über dem ganzen Schloß ein unsichtbarer Zauber läge, der es bewahrt, wie es seit Jahrhunderten ist, unberührt in seiner stillen Versponnenheit.

Sondernohe

Nach Sondernohe kommt selten einmal ein Fremder, und dieser kleine Ort ist auf der Landkarte kaum zu finden. Nördlich von Ansbach liegt er, im mittelfränkischen Land. Wälder und hochliegende Äcker ringsum. Da ragt aus dichtem Walddunkel eine Turmkuppel hervor, ein wuchtiges Schloß mit schweren, gelbroten Mauern, das Schloß der Deutschherren von Virnsberg. Sondernohe kann nicht mehr weit sein. Sondernohe, Post Virnsberg, heißt die Anschrift — und immer schon waren die beiden Orte miteinander verbunden. Ehe man noch ganz vor dem Schloß Virnsberg steht, fällt der Weg steil ins Tal, eine weite Wiesenmulde öffnet sich, in ihrem Grund liegt Sondernohe, nur wenige arme Häuser, aber eine große Kirche aus dunklem Sandstein; beinahe violett schimmert sie jetzt im Regen, streng ist ihr Körper, und bis auf die angesetzte, zweifache Turmhaube und die Wappenschilder darunter auch ganz ohne Schmuck nach außen. Aber an ihren Maßen, an Größe und Gliederung erkennt man, daß sie mehr als eine Dorfkirche gewesen sein muß. Kirche des Deutschen Ordens, dessen Wappen der Turm zeigt: Das Kreuz auf dem Schild.

Hell und weit ist der geschwungene Raum innen, sparsam der Schmuck; gotische Figuren und barocke Gemälde, sie stören einander nicht. Ein jedes hat soviel Raum um sich, daß es für sich besteht und es fügt sich doch als ein Teil zum Ganzen. Man hat das Gefühl von Großzügigkeit und von Ernst. Herrentum und Gottesdienst. Immer wieder begegnet das einem in Franken. Viele fränkische Städte und Dörfer hat der Deutsche Orden so geprägt.

Heute ist er ein dienender Orden und seit nach dem Kriege in Sondernohe ein Deutschordens-Pfarrer und Deutschordens-Schwestern leben, verbindet sich hier die große geschichtliche Tradition des Ordens mit seiner neuen Aufgabe: heilen und helfen.

Röckingen am Hesselberg

Wer vom bayerischen Schwaben ins Fränkische fährt und über Öttingen kommt, der sieht schon von weitem den Hesselberg mit seinem tafelflachen Gipfel. Aber es dauert noch eine Weile bis man Röckingen findet, denn der Ort liegt in einer Mulde, dicht am Fuße des Berges, zwischen fruchtbaren Gersten- und Weizenfeldern. Zuerst sieht man die geschwungene Turmhaube der Kirche, deren bunte Schindeln in einem fröhlichen Muster leuchten und dann erst die Häuser des Dorfes.

Röckingen ist nicht groß, aber sehr alt: 1000 Jahre ist es einmal gewiß, denn schon um das Jahr 900 soll hier eine hölzerne Kapelle gestanden haben. In den Außenmauern der jetzigen Pfarrkirche sind noch Steine aus romanischer Zeit, die Plastik eines schreitenden Löwen, die früher einmal an der Seite des Portals gestanden hat. Ein gotisches Steinrelief ist noch da und innen im Chor die holzgeschnitzten, bemalten Figuren aus der hochgotischen Zeit: eine goldgewandete Muttergottes mit dem Kind, das eine Quitte oder Birne in seiner Hand hält, Leonhard mit den Eisenketten, Laurentius und dann Stephanus mit einem Topf voller Steine. An sein goldenes Gewand drängen sich die Elenden.

Röckingen und seine Kirche sind längst protestantisch geworden, aber all diese Heiligenfiguren haben hier ihre Stätte behalten. Was früher war und was heute ist, das läßt sich nicht voneinander scheiden.

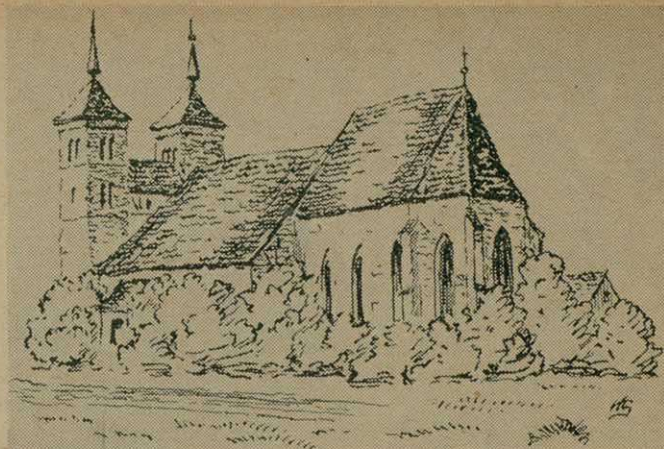
In der Sakristei der Röckinger Kirche wird eine goldene Krone aufbewahrt und jedesmal wenn ein unverheirateter Mann oder ein Mädchen stirbt, wird diese Krone auf seinen Sarg gelegt und mitgetragen von der Kirche zum Grab.

Dann und wann kann man in Röckingen auch noch alte Trachten sehen, Bänderhauben und Mützen, und an der Sprache der Leute erkennt man auch jetzt noch Reste der schwäbischen Mundart. Seltsame Flurnamen, Haus- und Familiennamen gibt es noch hier: Himmelreich, Hölle, Teufel und Engel. Wer etwa hier einkehrt, der geht zum Wirt Leonhard Teufel ins Gasthaus „Zum Engel“.

Auhausen

Nordöstlich von Nördlingen an der Wörnitz liegt im weiten Land Auhausen, ein kleiner Ort und eine mächtige Kirche aus schwerem Stein; mit dem strengen Ernst der frühen Gotik steigen die Türme auf, unter einem weitausladenden Dach sind die drei Langhausschiffe begraben und beinahe für sich steht dahinter der Chor mit hohen Fenstern und Strebepfeilern.

Wenn man die Kirche betritt, kommt man erst in die Vorhalle. Die ist dunkel von dem schwer lastenden, tiefen Kreuzgewölbe, aber nach den drei Stufen, hinter dem runden Portal wird es hell. Weit ist der Raum und fast beklemmend leer, obwohl da Bänke sind, Kanzel, Orgel, Emporen. Über dem Mittel-



schiff ist eine Holzdecke gezogen. Im Jahr 1537 hat man einen Getreidespeicher über dem Kirchenraum eingerichtet. Die Bauernkriege waren zuvor über das Land gegangen und man wollte vor künftiger Not geschützt sein. In dieser Zeit ist Auhausen protestantisch geworden und im Jahr 1608 wurde hier die evangelische Union gegründet.

Was aus der früheren Klosterzeit noch an Schmuck in der Kirche ist, verliert sich fast in der Strenge des Raumes, und doch kann man mit jedem Blick ein anderes kostbares Denkmal entdecken: Grabplatten aus rotem Marmor oder grauem Sandstein mit ausgemeißelten Figuren. Manche von ihnen sind angeschlagen, und aus den halbzerstörten Gesichtern blicken starr die Augen.

„Da lig ich und ruo, schick dich,
Du muost ouch herzu.“

Vorne, im hohen Chor, steht der Hochaltar von Hans Schäuflin. Das Licht fällt von allen Seiten auf seine Bilder mit den Gestalten des alten und neuen Bundes, deren eine des Malers eigenes Gesicht trägt.

Wallerstein

Nach dem Felsen, auf dem die alte, verfallene Burg steht, heißt das kleine Dorf in der Nähe von Nördlingen: Wallerstein. Wallerstein hieß auch der erste Schloßherr, dem Burg und Land vor 300 Jahren gehörten, aber schon 100 Jahre später kam zum ersten Male ein Öttinger her, und seitdem ist es bis heute im Besitz der Fürsten von Öttingen-Wallerstein.

Wer die Straße von Nördlingen kommt, sieht zunächst nur ein paar Häuser, die Zwiebelspitze der Kirche, den Burgfelsen darüber, und selbst mitten im Dorf sieht man noch nicht die volle Schönheit Wallersteins. Erst wo die Straße breiter wird, haben die Häuser ein anderes Gesicht, klar gegliederte, lange Fassaden, ausgewogene Proportionen von Fenstern und Türen, sparsam aber doch festlich, und dann nach ein paar Schritten sieht man auf einem

Sockel die Pestsäule, in der Blütezeit des Barock von Johann Georg Bschorer gemacht: Die Heiligen Antonius, Rochus, Sebastian zu Füßen der Säule, darüber verstreut Engelsköpfe, Putten, Wolkenballen, und an ihrer Spitze ein goldenleuchtendes Feuer und ein Strahlenkranz.

Auf einer Seite der Säule steht unter dem Öttinger Wappen der Satz: „Virgineo, Mater, portasti Corpore Christum conserva precibus corpora sana Tuis.“

Jungfräulich hast Du, Mutter, Christum in Deinem Körper getragen, erhalte unsere Körper durch Deine Bitten gesund.

Von der Marktgasse aus sind es nur ein paar Schritte zum Park, in dem das neue Schloß der Fürsten von Öttingen-Wallerstein steht, hell und still zwischen Bäumen und Rasenplätzen, die Residenz und ihre alte, gotische Kapelle mit dem holzgeschnitzten Altar, der die heilige Sippe darstellt. Alle Figuren haben Gesichter, wie man sie heute noch hier in der Gegend finden kann, einen schmalen, geschwungenen Mund, eine gerade Nase und über den großen Augen gewölbte Brauen; und auch die Kinder zu Füßen der Frauen sehen aus wie die Kinder der jetzigen Zeit hier noch aussehen, neugierig und verträumt zugleich.

Spalt

Wer im hohen Sommer nach Spalt kommt, sieht die Dächer der fränkischen Stadt in eine grüne Mulde gebettet, kieferndunkel die Höhen und heller die Hänge mit ihren Hopfengärten, wie zarte Netze von grünem Gerank, aufgehängt an schwankenden Stangen. Aber im Spätherbst sind sie längst leer, die vielen Pflücker und Pflückerinnen, die eine Reihe von Tagen am Boden der hängenden Gärten saßen, sind wieder fortgezogen, und kahl stehen die langen Hölzer da. Nicht immer ist Spalt eine Hopfenstadt gewesen. Als um das Jahr 800 Benediktinermönche hier einzogen, pflanzten sie erst Wein an, und der Spalter Wein wurde bis an die karolingische Hofafel geliefert. Erst seit dem 14. Jahrhundert gibt der Hopfen dem Land das Gepräge. Auch die Stadt ist vom Hopfen bestimmt, und es gibt hier eine Reihe von Häusern mit Fachwerkgiebeln und steilen, hoch aufragenden Dächern, die aussehen, als seien sie in sich vielfach geknickt. Da sitzt ein Dachboden, ein Trockenspeicher über dem anderen. Man sieht es diesen mächtigen Häusern und der ganzen Stadt an, daß der Hopfenbau Wohlstand bringt. In einem breiten Bogen zieht die Straße von der Rezat bergan durch die Stadt, an behäbigen, schönen Sandstein- und Fachwerkfronten vorbei, hinter denen die Türme der beiden großen Kirchen hervorschauen.

Die ehemalige Stiftskirche St. Nikolaus, die zierlich und mächtig zugleich ist, war dreißig Jahre lang nach der Säkularisation ein Trockenspeicher, und unter den Gewölben mit den zarten Stuckornamenten und den kraftvollen, bewegten und doch höfisch-eleganten Deckengemälden lagerte der geerntete Hopfen. Ein paar Meter weiter bergan steht die Pfarrkirche St. Emmeran. Sie hat einen schweren Turm, romanische Mauern und Krypta.

Auf einer Grabplatte außen an der St. Emmeranskirche, steht die Mahnung: „Der Mensch gehet auf wie ein Blum. Fallet ab und fliehet wie ein Schatten.“